KATE GRENVILLE
EIN RAUM AUS BLÄTTERN
ROMAN
NAGEL & KIMCHE

N&K

Nagel & Kimche E-Book

KATE GRENVILLE

EIN RAUM AUS BLÄTTERN

ROMAN

Aus dem Englischen von Anne Emmert

Gewidmet all jenen,
deren Geschichte totgeschwiegen wurde.

»Glaubt nicht zu geschwind!«
Elizabeth Macarthur

Ich danke den Völkern Australiens und der Torres-Strait-Inseln, den ersten Völkern des Landes, in dem diese Geschichte spielt, und zolle den Ältesten früherer und heutiger Zeiten meinen Respekt.

Mein Dank gilt auch der *Darug Custodian Aboriginal Corporation* und dem *Metropolitan Local Aboriginal Land Council,* deren großzügige Beratung zu meinem Projekt ich sehr zu schätzen weiß.

ANMERKUNG DER HERAUSGEBERIN

Die wahrhaft unglaubliche und kaum bekannte Geschichte von der Entdeckung der lange verschollenen geheimen Lebenserinnerungen der Elizabeth Macarthur

Bei Renovierungsarbeiten an einem historischen Haus in Sydney wurde vor einiger Zeit auf dem Dachstuhl, eingeklemmt unter einem Dachbalken, eine Blechschachtel gefunden, die mit Wachs versiegelt und in geöltes Segeltuch eingewickelt war. Bei dem Haus handelte es sich um das Cottage Elizabeth Farm, in dem Elizabeth Macarthur, Ehefrau des berühmt-berüchtigten Siedlers John Macarthur, bis zu ihrem Tod 1850 gelebt hatte. Die Schachtel, vollgestopft mit schwer lesbaren und aus Platzgründen quer überschriebenen Schriftstücken, hatte all die Jahre unbemerkt dort oben gelegen, bis sie vor Kurzem durch eine Verkettung verschiedener unwahrscheinlicher Umstände, die schon fast fiktiv anmuten, in meine Hände gelangte. Wie es sich herausstellte, sind es Elizabeth Macarthurs verschollene Lebenserinnerungen.

In diesen privaten Aufzeichnungen, die gegen Ende ihres Lebens entstanden, tritt Elizabeth Macarthur hinter den nichtssagenden Dokumenten hervor, die bisher ihr öffentliches Gesicht geprägt haben. In dem Text begegnen uns intensive Empfindungen und gefühlsgeladene Erinnerungen. Mit bisweilen erschütternder Offenheit lädt uns die Verfasserin ein, ihr direkt ins Herz zu blicken.

Die australische Geschichte handelt wie fast jede Ländergeschichte überwiegend von Männern. Nur wenige Frauen sind ihrem üblichen Los, dem Vergessen, entgangen. Eine dieser wenigen ist Elizabeth Macarthur.

Trotzdem gab sie uns Rätsel auf. Ihre Leistungen sind außergewöhnlich, doch wer sie war und welche Charaktereigenschaften sie antrieben, blieb enttäuschend unklar.

Elizabeth Veale, Tochter eines Landwirts, kam 1766 in dem winzigen Dorf Bridgerule in Devon zur Welt. Als junges Mädchen wurde sie in die Familie des ortsansässigen Pfarrers aufgenommen und wuchs in einem Umfeld auf, das dem ihrer Zeitgenossin Jane Austen recht ähnlich war. Im Jahr 1788 heiratete sie einen Soldaten, und ein Jahr später brachen die beiden mit ihrem kleinen Sohn zur neu gegründeten Strafkolonie New South Wales auf. Wie eine Rosenknospe, die in der Abtrittgrube landet, geriet die vornehme junge Frau aus dem Pfarrhaus von Bridgerule auf der anderen Seite des Erdballs in eine Gesellschaft, die von Gewalt und Brutalität geprägt war.

Rätselhaft ist bereits, was sie eigentlich dazu veranlasste, Ensign John Macarthur zu ehelichen. Er war kein Charmeur. Sie selbst beschreibt ihn als »zu stolz und hochmütig angesichts unserer bescheidenen Mittel und Erwartungen«. Auch bot er keinen erfreulichen Anblick, denn sein Gesicht war von den Narben einer Pockenerkrankung in der Kindheit gezeichnet. Und er war weder reich noch angesehen: Als Sohn eines Tuchhändlers aus Plymouth konnte er außer seinem Halbsold keinerlei Einkünfte vorweisen. In Jane Austens Welt wäre eine solche Heirat wohl kaum infrage gekommen.

Eines aber sprach für John Macarthur: Die skrupellose Zielstrebigkeit, mit der er seinen sozialen Aufstieg betrieb. Dank einer erbarmungslosen Mischung aus Schikane, Schmeichelei und Schwindelei war er zehn Jahre nach seiner Ankunft der reichste und mächtigste Mann von New South Wales.

Ein Historiker nennt Macarthur bewundernd einen »Heißsporn«, eine eigenwillige Bezeichnung für jemanden, der seinen vorgesetzten Offizier im Duell anschießt und die Amtsenthebung eines Gouverneurs inszeniert. Für beide Vorfälle musste sich Macarthur in London einem Gerichtsverfahren stellen. Das erste Mal war er vier Jahre weg, das zweite Mal acht Jahre. In dieser Zeit überließ er seiner Frau in Australien die Leitung der Geschäfte.

Meiner Generation wurde beigebracht, dass »unsere Nation auf dem Rücken der Schafe reitet«, Wolle also das Fundament unserer Wirtschaft sei. Und John Macarthur gilt als »Vater der Wollindustrie«. Überall in Australien sind in Anerkennung seiner Leistungen Straßen, Schwimmbäder und Parks nach ihm benannt.

Aber die Sache ist die: Das australische Merinoschaf, auf dessen Rücken wir reiten, wurde überwiegend in den Jahren veredelt, in denen sich John Macarthur in England aufhielt. Es sieht ganz danach aus, als sei der Vater der Wollindustrie in Wahrheit die Mutter der Wollindustrie gewesen: seine Frau.

Wer also war Elizabeth Macarthur? Wie überstand sie die Ehe mit einem der womöglich schwierigsten Männern auf Erden? Wo hatte sie gelernt, einen großen Bauernhof zu führen, Schafe mit besonders feiner Wolle zu züchten und ein aus verrohten Sträflingen bestehendes Gesinde anzuleiten? Diese Aufgaben hätten wohl auch die beherzteste Austen-Heldin entmutigt.

Kommen wir nun zum eigentlichen Problem. Der Ehemann hat einen Berg von Schriftstücken hinterlassen, denen wir entnehmen können, wer er war, doch wenn wir nach Elizabeth suchen, finden wir so gut wie nichts: einige unverbindliche Briefe an Familie und Freunde in der Heimat, ein halbfertiger Bericht über ihre Schiffspassage

nach New South Wales und jede Menge dröger Korrespondenz mit ihren erwachsenen Kindern. In den Dutzenden von Briefen, die sie ihrem Mann in den beiden langen Phasen seiner Abwesenheit schrieb, dürften sich Hinweise auf ihre Persönlichkeit finden, allerdings ist nie auch nur ein einziger dieser Briefe aufgetaucht.

Die Umstände katapultierten Elizabeth Macarthur in ein Leben, das für eine Frau ihrer Herkunft und ihrer Zeit eigentlich unvorstellbar war, und sie muss bestimmte Wesenszüge besessen haben, die es ihr ermöglichten, diese Umstände für sich zu nutzen. Sie hat Generationen von Forschern fasziniert. Wie ärgerlich war es daher, nichts in der Hand zu haben, das auf ihre Persönlichkeit hätte schließen lassen – bis heute.

Die Schriftstücke in der Schachtel habe ich lediglich transkribiert. Wo die verblasste alte Tinte unleserlich war, musste ich meine Fantasie bemühen, und viel Zeit habe ich darauf verwendet, die Fragmente in der nach meinem Dafürhalten richtigen Reihenfolge zu ordnen. Doch abgesehen davon lasse ich Elizabeth Macarthur ihre Geschichte selbst erzählen. Es ist mir eine Freude und ein Privileg, ihre Worte als Erste lesen und in die Welt tragen zu dürfen.

Kate Grenville
Transkriptorin und Herausgeberin

DIE LEBENSERINNERUNGEN DER ELIZABETH MACARTHUR

TEIL EINS

MEIN LIEBER SOHN JAMES hat mir für die letzten Jahre oder Monate oder jedenfalls die Zeit, die mir über meine vielen Lebensjahre hinaus noch bleibt, eine Aufgabe gestellt. Ich soll einen Bericht verfassen mit dem Titel Die Geschichte der Macarthurs von Elizabeth Farm. Die Rede ist von meinem verstorbenen Gemahl John Macarthur und mir selbst.

Er war kaum unter der Erde, da pries man ihn schon als Helden, auch wenn man ihn im Leben nicht hatte ausstehen können. Süß ist die Rache dessen, der den Feind überlebt, ehrfürchtig seinen Namen liest, den Blick zum Himmel hebt, einem Pfarrer gleich die Hände faltet und all die verlogenen Worte spricht.

Die Geschichte der Macarthurs von Elizabeth Farm. Bei diesen Worten fährt es mir kalt durch Mark und Bein. Schon das *die*, dieses unscheinbarste Wörtchen unserer Sprache, mutet absurd an. Wie könnte es *die* Geschichte geben? Und dem ersten Artikel, eindeutig und akkurat, folgt der nächste, nicht weniger eindeutig und akkurat.

Doch James macht es mir schwer, mich der Aufgabe zu entziehen. Sämtliche Schreibtische und Schubladen hat er durchkämmt, sämtliche Relikte der Vergangenheit geborgen, um meinem nachlassenden Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Ich sehe mir diese Hinterlassenschaften mit einer gewissen Abscheu an. Irgendwann in der unvorstellbaren Zukunft wird jemand sie unter die Lupe nehmen, um ihnen die Vergangenheit zu entlocken. Ihr und Ihnen, den Leserinnen und Lesern meiner Worte, kann ich nur sagen: *Glaubt nicht zu geschwind!*

Worum handelt es sich also bei diesen Zeugnissen der Vergangenheit?

Erstens neununddreißig Briefe meines Mannes an mich.

Obwohl er doch seit zwölf Jahren unter der Erde liegt,

verspüre ich beim Anblick der allzu vertrauten Schrift noch heute einen Anflug von Beklommenheit. Schon aus der Grußformel konnte ich auf den Inhalt des Briefes schließen. *Meine liebe Elizabeth. Meine liebste Elizabeth. Meine liebste Elizabeth. Meine geliebte Elizabeth. Meine liebste geliebte Elizabeth*. Es war immer dasselbe: je kunstvoller die Anrede, desto unangenehmer der Brief.

Zweitens ein Brief von Elizabeth Macarthur an ihren Mann, zwölf Zeilen, der, kurz vor seinem Tod eilig zu Papier gebracht, abgesehen von heiteren Familiennachrichten, nichts Aufschlussreiches enthält.

Drittens zwölf Briefe an Freunde und Verwandte in England, Kopien natürlich, auf deren Anfertigung der gewissenhafte Mr. Macarthur bestand. Es sind untadelige Schriftstücke, fromme beschwichtigende Lügen von vorn bis hinten, gespickt mit der einen oder anderen Übertreibung.

Viertens mein Bericht vom ersten Teil unserer Reise von England nach New South Wales im Jahr 1790. Da er zur Veröffentlichung bestimmt war, gibt er kaum etwas von mir preis.

Fünftens zwei kleine Elfenbeinminiaturen von John Macarthur und Elizabeth Macarthur. Für einen Gentleman und seine Gattin schickte es sich, ihr Porträt auf Elfenbein malen zu lassen, und Mr. Macarthur ließ sich nicht davon abschrecken, dass es in New South Wales weder Elfenbein gab noch einen Künstler, es zu bemalen. Er ließ Mr. Bullen hier vor Ort Skizzen anfertigen, um sie anschließend einem Fachmann in Mayfair zu schicken, der sie auf Elfenbein übertragen sollte. Die Porträts haben daher bestenfalls eine annähernde Ähnlichkeit. Doch um Ähnlichkeit ging es meinem Mann auch gar nicht. Er wollte zwei kostbare Porträts im Salon aufhängen, und da fiel es nicht ins

Gewicht, wenn der eine oder andere Besucher nicht recht wusste, wer da eigentlich abgebildet war.

Mr. Macarthur ließ sich von der Seite zeichnen; alles an ihm war verbrämt, verschlossen, verschlagen, ausweichend. Da ist sein arrogant vorgerecktes Kinn, die streitlustige Unterlippe, die hochmütige Kopfhaltung. Er begriff diesen Habitus als *aristokratisch* und wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass das Porträt seine schlimmsten Charaktereigenschaften enthüllte.

Was mich betrifft, so war ich gern bereit, Mr. Bullen in die Augen zu sehen, und mit seinen Skizzen durchaus zufrieden. Mr. Macarthur aber hatte ständig etwas auszusetzen. Ich sei zu unscheinbar, mein Blick zu freimütig, das Kinn zu eckig, die Augen ein wenig scheel, der Mund zu freundlich, auf der nächsten Skizze zu unfreundlich. Der arme Mr. Bullen kratzte, radierte und begann von vorn, bis das Papier durchgescheuert war und er einen neuen Bogen nehmen musste. Als die Skizze endlich Mr. Macarthurs Vorstellungen vom Aussehen seiner Frau entsprach, bezweifelte ich, dass mich in diesem anmutigen Geschöpf, das ganz aus Locken und Grübchen bestand, noch jemand erkennen würde.

Und doch sind das die Macarthurs, die in die Zukunft reisen werden. *Wie entschlossen und gebieterisch er war!,* werden die Leute sagen. *Und ach, was für eine reizende und hübsche Frau er hatte – schaut nur, auf dem Bild könnt ihr es deutlich sehen!*

Mein erster Impuls war, alles zu verbrennen. Aber dann kam mir eine bessere Idee. Ich werde ein weiteres Schriftstück anfertigen, in dem ich die anderen Dokumente als die hochtrabende Dichtung entlarve, die sie sind. Was ich hier aufschreibe, sind die ungeschönten wahren Worte, die festzuhalten mir früher nicht möglich war.

An diesem Frühlingsnachmittag, in der geruhsamen Stunde der langen Schatten, die ich besonders liebe, blicke ich erregt und atemlos dem skandalösen Unterfangen entgegen, auf das ich mich da einlasse. Gott sei Dank habe ich ihn überlebt. Bei dem Gedanken setzt mein Herz einen Schlag aus. Wie entsetzt – oder vorgeblich entsetzt – die Leute wären, wenn sie davon wüssten. Ich aber gehe hinaus in die friedliche Abenddämmerung und sage mir: *Noch bin ich nicht tot. Ich bin noch nicht tot und kann endlich frei sprechen.*

ICH WAR KEIN WAISENKIND

Als meine kleine Schwester Grace starb, war ich fünf Jahre alt, zu jung, als dass ich das Wort *tot* schon gekannt hätte. Mir war kaum begreiflich, was eine Schwester überhaupt ist, hatte ich doch gehofft, dass dieses neue Wesen in unserem Hause, dieser selbstsüchtige Schreihals nur eine vorübergehende Erscheinung sei.

Mutters Augen waren noch verquollen von ihrer Beerdigung, als Vater demselben Leiden erlag. Auch das mussten sie mir erklären, meinten, sie erklärten es mir. *Bei den Engeln. An einem besseren Ort.*

»Nein«, schrie ich beim Anblick der Kiste, die im Wohnzimmer aufgebockt war, »wie soll er denn atmen, holt ihn da raus!«

Beim Gottesdienst rutschte ich ruhelos hin und her, erwartete jeden Augenblick, dass Vater durch die Tür käme und sich zu uns setzte. Später erzählte mir Mutter, oft mit einem bitteren Lachen, ich hätte gezappelt und gezerrt, sei zur Tür und auf die Straße gerannt, hätte ihn gesucht, nach ihm gerufen. »Niemand konnte dich beruhigen«, sagte sie. »›Vater! Vater!‹, hast du geschrien, und Mr. Bond musste mit dir nach draußen gehen. Ich habe dieses Geschrei nicht ertragen, ich wollte ja auch, dass er käme, und jedes Mal, wenn du ›Vater!‹ gerufen hast, hat mich das ins Herz getroffen wie ein Messerstich.«

Bis dahin hatte ich in den Tag hineingelebt, hatte keine Sekunde im Haus verbringen müssen. Ich fühlte mich eins mit den Feldern, mit den Tieren, die ihr Leben lebten und aufs Engste mit mir verbunden waren. Als meine Hände groß genug waren, lernte ich, eine Kuh zu melken. Es ist fast meine einzige Erinnerung an Vater, der Geruch seines Tweedanzugs, sein großer warmer Körper neben meinem,

wie er mir die Hände auf das Euter legte, meine Finger um die feuchten weichen Zitzen schloss. Ich spürte ihn vor Freude leise lachen, als ich den Kniff heraus hatte, und die Milch gegen die Innenwand des Eimers zischte.

Die Witwe des Richard Veale von Lodgeworthy Farm zu sein, stand meiner Mutter nicht gut an. Sie zerbrach an ihrem Witwenstand, aber vielleicht war sie auch nie mehr als ein Schilfrohr gewesen, das sich an ihren Mann angelehnt hatte. Sie verkümmerte, lag viel im Bett, gab sich vor dem Kamin düsteren Grübeleien hin, begleitet von Seufzern, die mich veranlassten, eingeschüchtert von dieser Verzweiflung eines erwachsenen Menschen, auf Zehenspitzen das Weite zu suchen.

Einmal hörte ich sie früh am Morgen unter meinem Fenster mit dem Pfarrer reden, leise zwar, doch ihre Worte stiegen zu mir empor.

»Ich kann nicht einmal darauf hoffen, dass ein Sohn seinen Platz einnimmt«, sagte sie. *Seinen* bezog sich auf meinen Vater.

Mr. Kingdon brummelte etwas, das ich nicht verstand.

»Bestenfalls kann ich wohl auf einen Schwiegersohn hoffen, so sie einen findet«, sagte Mutter. *Sie* bezog sich auf mich.

Mr. Kingdon muss sie mit seinem Tröstungsversuch verärgert haben – darin sind Geistliche wie er ja recht versiert –, denn als sie antwortete, klang ihre Stimme scharf.

»Nun, Sir, ich kann beten, und ich kann mich in Hoffnung und Erwartung üben. Aber vorläufig bin ich allein mit einem eigensinnigen Mädchen ohne Schönheit oder Mitgift.«

Ich hatte mich über den Fenstersims gelehnt und sorglos zugehört, ohne mich darum zu kümmern, ob sie mich

bemerkten. Doch auf diese Worte hin sank ich zu Boden und kauerte mich an die Wand, machte mich so klein, wie es irgend ging. Ein *eigensinniges* Mädchen. Dieses Wort *eigensinnig* zeichnete ein Bild von mir, in dem ich mich nicht erkannte. Sicher, ich war ein aufgewecktes Kind, besaß Temperament, eine schnelle Auffassungsgabe, ein loses Mundwerk und brachte mich damit oft in Schwierigkeiten. So war ich eben. Aber nun erfuhr ich, dass ein solches Mädchen als *eigensinnig* galt. Und ein eigensinniges Mädchen – das hörte ich dem Tonfall meiner Mutter an – war unerquicklich, unliebsam, unausstehlich.

Plötzlich glühte ich vor Scham, weil ich eigensinnig war, weder Schönheit noch Mitgift besaß und niemand mich würde haben wollen. Schämte mich auch für meine Mutter, weil sie so von ihrer Tochter sprach. Ich roch den Staub in den Vorhängen und spürte die kalte Luft, die aus dem Spalt zwischen Sockelleiste und Bodendielen kam. Dieser Geruch und dieser schwache Luftzug verbinden sich noch heute mit der schrecklichen Erkenntnis, die mir die Worte meiner Mutter enthüllten: Ich war kein Waisenkind, aber obwohl sich noch ein Elternteil um mich kümmern konnte, hätte ich ebenso gut eines sein können.

GESELLIG UND GEFÜGIG

Der Bauernhof meines Vaters war ein Erbhof und ging nach seinem Tod an John Veale über, meinen Vetter zweiten Grades. Er setzte uns zwar nicht gerade vor die Tür, schickte uns aber einen Karren mit leeren Truhen und Kisten, Seilen zum Festbinden und ein paar Säcken Sägemehl für das Geschirr.

Mein Großvater hieß uns auf seinem Hof willkommen, auf dem Mutter aufgewachsen war, doch der alte Mann steckte in seinen Gewohnheiten fest. Unser Geschirr holten wir nie aus dem Sägemehl, die Truhen landeten, bis auf eine Kiste Kleidung für jede von uns, ungeöffnet in der Scheune, und so waren es Großvaters Laken, in denen wir schliefen, und Großvaters Teller, von denen wir aßen. Mutter verfügte über ein kleines Witwengeld, das sie mir später überließ. Dank dieser Summe musste sie Großvater nicht um ein Paar Stiefel für mich oder eine neue Haube für sich bitten. Doch das war nur Nadelgeld, und da Großvater es ihr einst überlassen hatte, entsprang es ebenfalls seinen wohltätigen Händen.

Ich sehnte mich nach Lodgeworthy. Kurz nach unserem Umzug kamen Mutter und ich am Hof vorbei. Ich lief zum Tor, hatte die Hand schon auf dem vertrauten Riegel. Mutter musste mich packen und wegziehen, musste mir erklären, wenn ich den Riegel öffnete und durch das Tor ginge wie tausendmal zuvor, würde man das als »unbefugtes Betreten« bezeichnen, und ich wäre so etwas wie eine Diebin. Nur auf Einladung käme ich dort noch hinein. Ich hätte keinerlei Ansprüche, sondern nur vorübergehendes Gastrecht.

So stand ich vor dem Tor, das Handgelenk im eisernen Griff meiner Mutter, und schrie. Eigensinnig, wie ich war,

riss ich mich los, rannte zum Haus, während sie »Elizabeth! Elizabeth!« hinter mir her rief, und hob die Hand, um anzuklopfen. Doch noch nie hatte ich diese Tür als ein so gleichgültiges Stück Holz erlebt, nie hatte ich anklopfen müssen, damit sie sich auftat, und bei dem merkwürdigen Anblick und bei der Vorstellung, John Veales blasse unfreundliche Frau könnte aufmachen, ließ ich die Hand sinken.

Mutter wartete hinter dem Tor auf mich. Sie sah mich nicht an. Schweigend gingen wir weiter, allerdings nicht, ohne dass ich zuvor das Tor so heftig zugeschlagen hatte, dass es knackte.

Ja, ich war ein schwieriges Kind, das sehe ich heute ein. Nicht, dass ich schwierig sein wollte, ich besaß einfach einen starken Willen. Hatte ich denn nicht das Recht zu fühlen, was ich fühlte, zu sein, wer ich war?

Wie bei Unseresgleichen üblich, herrschte in unserem Haushalt bescheidener Wohlstand, gepaart mit Sparsamkeit. Großvater vertraute auf Gottes Großes Licht, das nichts kostete, und den Verzehr von Gottes Gaben: Eier der eigenen Hühner, Kohl aus dem Garten, hin und wieder ein Stück Fleisch von dem Schwein, das zu Weihnachten geschlachtet wurde.

Großvater war ein Mensch, der sich von den Dingen dieser Welt gelöst und sein Leben völlig in den Glanz von Gottes Herrlichkeit gestellt hatte. Viel Zeit wurde in der Kirche verbracht, oft war von der Vorsehung die Rede, stets erhielt der Herr tief empfundenen Dank für die Speisen auf dem Tisch. Am Sonntag zweimal Gottesdienst, jeden Abend Bibellektüre, Gebete vor dem Zubettgehen.

Trotz meiner Jugend war ich so klug, die Frage, auf die es keine Antwort geben konnte, nicht zu stellen: *Wenn Gott gut ist, warum ist Vater dann tot?* Wenn ich mit den

anderen den Kopf neigte und Amen sagte, als ob ich es meinte, war das meine erste Unaufrichtigkeit. Unter den Wimpern beobachtete ich, ob auch Mutter heuchelte, ertappte sie aber nie dabei.
Doch Großvater war eine gütige Seele, und er liebte mich. Ließ mich über die Felder streifen und mit Zweigen und Blättern Verstecke bauen, in denen ich mich verkroch. Hielt mich nicht davon ab, wenn ich hinaus in den Regen lief und am Abhang hinter dem Haus stundenlang das Bächlein staute und umleitete.

»Ein sauberes Kind ist kein glückliches Kind«, sagte er, wenn Mutter schimpfte.

Großvater, der einige Morgen Land besaß, hatte von allem etwas: Gerste, Rüben, Heu. Seine Liebe galt den Schafen. Wenn er mit gebieterischem Schritt in die Herde trat, stoben die Tiere ernst und steifbeinig auseinander, doch kaum waren sie in sicherer Entfernung, sahen sie sich über die Schulter zu ihm um.

»Gott hat sie gesellig und gefügig geschaffen«, erklärte mir Großvater. »Sie sind Gemeinschaftswesen. Wir armen Sünder dagegen meinen, wir kämen mit allem allein zurecht.«

Mutter fand die Schafe dumm, aber das waren sie nicht, sie verhielten sich nur anders als wir. Ich schloss sie ins Herz, verstand und mochte sie. Wenn man nicht gegen ihr Naturell arbeitete, sondern es nutzte, waren sie folgsame Geschöpfe und alles andere als dumm. Großvater brachte mir bei, beim Treiben hinter ihnen zu bleiben und die Ruhe zu bewahren. Wenn sie sich umdrehten und mich anstarrten, sollte ich unerschrocken zurückstarren. Und ich sollte abwarten, bis sie in die gewünschte Richtung sahen, ehe ich die Schäferschippe hob, um mich größer zu machen, als ich war.

Wenn so eine Kreatur auf einen zu rannte und mit den Hufen stampfte, weil man ihrem Lamm zu nahe gekommen war, musste man sie einfach ins Herz schließen. Das Mutterschaf, das arme Ding, hatte ja keine anderen Mittel, ihr Junges zu verteidigen. Vor lauter Bewunderung für ihren Mut musste ich lachen.

»Gott mäßigt den Wind für das geschorene Lamm«, sagte Großvater, als das Tierchen stolperte, fiel und wieder aufstand. »Denk daran, Lisbet, wenn das Leben dir seine Stürme entgegenbläst.«

Großvater brachte mir alles bei, was ich später als Frau eines Bauern können musste. Wie man buttert, wie man ein krankes Huhn heilt, wie man Schafe zählt, was deutlich komplizierter ist, als man denkt.

»Wenn du eine Herde zählst, kannst du dir nie sicher sein«, sagte er in seiner ruhigen lehrreichen Art. »Schafe haben so etwas an sich, da geht das Zählen oft schief. Zum Zählen einer Herde machst du Schlaufen in eine Schnur. Oder Kerben in ein Holz, immer eine für zwanzig Tiere.«

Um es mir zu zeigen, holte er eine Schnur aus der Tasche, entfernte die Schlaufen von der letzten Zählung und gab sie mir.

»So schaffst du das auch«, sagte er. Das Lächeln, die Zärtlichkeit waren seiner Stimme anzuhören.

Großvater war ein Bauer, der, wie es hieß, die *Zucht verbesserte,* und als ich noch klein war, dachte ich, das habe mit der Züchtigung eigensinniger Kinder zu tun und mit seinem unerschütterlichen Glauben daran, dass Unser Herr alles zum Besseren richte. Wie ich heute weiß, verkörperte er ungeachtet seines Alters einen neuen Typus Landwirt. Mit *verbessern* war die Veredelung durch Zucht gemeint. Daher herrschte große Aufregung – sogar der zurückhaltende Großvater war aus dem Häuschen –, als er

einem gewissen Mr. Bakewell einen Schafbock abkaufte. Ehe ich das Tier zu Gesicht bekam, dachte ich, es handle sich womöglich um ein Kuchenschaf oder vielleicht eine Schafspastete, jedenfalls etwas Gutes zu essen, und war enttäuscht, als es Wolle und Hörner hatte wie jeder andere Widder auch. Der Karren wurde von einem Mann namens Hale gebracht, der den Bock am Strick durch unser Tor führte wie einen Prinzen. Ich streichelte unterdessen den Hund, den er mitgebracht hatte.

»Pass auf mit dem, Kindchen«, rief Mr. Hale. »Wenn du stehen bleibst, pinkelt er dir ans Bein.«

Ich hielt das für einen hübschen Scherz, doch an Großvaters strenger Miene konnte ich ablesen, dass er Mr. Hale ordinär fand.

Großvater hielt den Kopf des Widders an den Hörnern hoch, und Mr. Hale, von dem aus meiner Perspektive nur der Hut zu sehen war, beugte sich über das Tier, zog mit den großen groben Händen den Pelz auseinander und brachte unter dem grauen Filz die cremeweiße Wolle zum Vorschein.

»Was halten Sie von einem Dutzend solcher Kerle«, sagte er, »wenn er erst mal seinen Zipfel in Ihre hübschen Ladys gesteckt hat?«

»Vorsicht«, sagte Großvater. »Hüten Sie Ihre Zunge, Mr. Hale, wenn ich bitten darf. Haben Sie denn die junge Dame hier nicht gesehen?«

Diese Bemerkung fand ich gleich in doppelter Hinsicht erstaunlich: Zum einen bargen Mr. Hales Worte, deren Bedeutung mir ein Rätsel waren, offenbar etwas Lasterhaftes, und zum anderen war ein Mädchen von neun Jahren eine *junge Dame,* die vor der Bedeutung dieser Worte geschützt werden musste.

Mr. Hale warf mir einen kurzen Blick zu und war wohl

ebenso erstaunt wie ich, dass dieses schmuddelige Kind mit schlammverklebtem Rocksaum eine *junge Dame* sein sollte. Dann unterhielt er sich murmelnd mit Großvater über Flocken und Wollfett. Ich schwang derweil auf dem Tor hin und her, hin und her, und kratzte mir am untersten Holm den Schlamm von den Stiefeln, bis die Matschklumpen sauber aufgereiht auf dem Boden lagen, was allerdings zwecklos war, denn sobald ich vom Tor sprang, wären die Stiefel gleich wieder matschig. Die fahle Frühlingssonne, die blökenden Lämmer auf der Weide, Großvater, der gedämpft mit Mr. Hale plauderte, der Schafbock, der starren Blickes darauf harrte, freigelassen zu werden: Diese Erinnerung ist nach siebzig Jahren so deutlich, als wäre es gestern gewesen.

Als Mr. Hale gefahren war, standen Großvater und ich in der wogenden Herde zwischen den blökenden Schafen, und er erklärte mir, warum er für den Bock fünfzehn Guineen ausgegeben hatte, für das Ohr eine gewaltige Summe, wo doch der Widder für das Auge aussah wie jedes andere Schaf. Dieser Bock habe *wunderbare Lebenskraft* und *hervorragendes Vlies*, sagte Großvater, er sei *ein schönes robustes Tier.* Wenn er ihn über die Mutterschafe lasse, trügen die Lämmer, die sie warfen, seine Lebenskraft, das hervorragende Vlies und die Robustheit in ihrem Blut. Dann gelte es, etwas zu machen, das er *Inzucht* nannte, das heißt, man suchte im Frühling die besten Lämmer heraus und paarte sie mit diesem kräftigen Bock und auch untereinander. Dabei müsse ein neuer Schafbock entstehen, und dann höre man mit der Inzucht auf, damit das Blut nicht zu dünn werde.

Als ich das alles begriffen hatte, war ich hingerissen. Mir kam es vor, als blicke man die Zukunft: Man sah, was zehn Jahre später geschehen würde, wenn man einen

bestimmten Weg beschritt, und überlegte, ob es womöglich besser wäre, einen anderen zu wählen.

Was mir, da ich diese Zeilen schreibe, nicht nur für das Leben schöner kräftiger Schafe zutreffend erscheint, sondern auch für das der Menschen.

NICHT ALLZU KLUG SEIN

Mit Reverend Kingdons Tochter Bridie war ich seit frühester Kindheit befreundet. Lodgeworthy lag am Fuß des Hügels am Fluss, das Pfarrhaus oben auf dem Hügel neben der Kirche. Bridie und ich waren fast jeden Tag zusammen, und nachdem meine Mutter und ich zu Großvater gezogen waren, blieb ich oft über Nacht, weil das Pfarrhaus ein gutes Stück Weg vom Haus meines Großvaters entfernt lag. Es war einfacher, mehrere Nächte bei den Kingdons zu verbringen, als immer wieder nach Hause zurückzugehen. Bridie und ich teilten uns das Himmelbett in ihrem Zimmer, Mrs. Kingdon deckte uns zu und blies die Lampe aus. Für mich war es, als hätte ich eine Schwester.

Mr. Kingdon, der in Oxford studiert hatte, hielt Wissen für ebenso wichtig wie Speis und Trank. Er schickte seine Söhne auf die Schule fort, und obwohl er für Mädchen einen Schulbesuch nicht als notwendig erachtete, verwendete er viel Mühe auf Bridies Bildung. Dabei stellte er fest, dass sie in Begleitung einer Freundin besser aufpasste. Ich lernte schnell, schneller als Bridie, um ehrlich zu sein, und Mr. Kingdon fand Gefallen an meiner Auffassungsgabe. Lesen, schreiben, die Grundrechenarten, die englischen Könige und Königinnen, die wichtigsten Flüsse der Welt in alphabetischer Reihenfolge, und Latein, allerdings nur so viel, um den Wahlspruch der Kingdons unter dem Familienwappen zu lernen: *Regis donum gratum bonum*.

Mr. Kingdon zeigte sich erfreut über meine Fortschritte, doch als er mich eines Tages in seinem Arbeitszimmer zur Seite nahm, mir eine Liste von Wörtern gab und mich bat, sie eins nach dem anderen zu lesen, schien mir Vorsicht

geboten. Woher ich das wusste? Was wusste ich überhaupt?

Ich hätte es damals nicht begründen können und kann es auch heute nicht, jedenfalls aber beschloss ich, ihm nicht zu zeigen, wie gut ich lesen konnte. Die ersten Wörter, die er mir vorlegte, waren leicht, leicht, leicht. Bridie hätte diese Wörter ebenso gut gelesen wie ich. Dann wurde es schwerer. Ich las weiter, jedoch langsamer. Auf Mr. Kingdons Seite spürte ich eine komplizierte Gefühlsmischung: Neugier, Wohlgefallen, Genugtuung, aber auch noch etwas anderes. Als ich daher zu dem Wort *Colonel* kam, ein merkwürdiges Wort, nun, da ich es hier aufschreibe, stockte ich.

»Das kann ich nicht lesen«, sagte ich, obwohl ich das Wort so gut beherrschte wie die leichten davor.

Mr. Kingdon wirkte beruhigt, nachgerade erleichtert. Ich war enttäuscht, er hätte mein Unwissen nicht so einfach hinnehmen dürfen. Fast hätte ich gesagt: *Oh, jetzt sehe ich es, das heißt Colonel!* Doch ohne, dass es mir jemand hätte erklären müssen, wusste ich schon als Kind, dass es zu meinem Besten war, nicht allzu klug zu sein.

EINEN SCHAFBOCK ZU KAUFEN

Dann kam John Leach, um meinem Großvater einen Schafbock abzukaufen, und hätte es nicht angefangen zu schütten, so hätte er den Bock gekauft und wäre von dannen gefahren. So aber nahm Großvater ihn mit ins Haus, damit er mit uns beim Abendessen das Gewitter abwarten konnte. Wie es sich herausstellte, kannte John Leach Mutters Vetter in Taunton und war Vater einmal in Holsworthy begegnet. Nicht einmal einer Elfjährigen entging, wie heiter meine Mutter seine Freundlichkeit stimmte. Dieses Kind konnte sich indes nicht für ihn erwärmen, mochte nicht, wie er ihre Mutter umgarnte, antwortete mürrisch und missmutig, wenn er ihr schmeichelte, sich jovial nach ihrem jungen Hund und ihrer Handarbeit erkundigte. Immerhin war dieser große rotgesichtige Mann gekommen, einen Schafbock zu kaufen, den er auf seinen Karren packen würde, ehe er mit ihm davonfuhr: Wozu sollte sich ein kleines Mädchen da um Höflichkeit bemühen?

Bis John Leach zu Besuch kam, ohne einen Schafbock zu kaufen.

Der Witwer John Leach, der vermutlich eine Frau brauchte, die ihm den Haushalt führte und das Bett mit ihm teilte, hatte ein Auge auf die Witwe Grace Veale geworfen. Ich kann mich weder an Gespräche über meine Rolle in diesem Arrangement erinnern, noch – und das mag ein Glück sein – an beschönigende Erklärungen dafür, warum es für mich in der neuen Ehe keinen Platz gab. Mutter teilte mir mit, sie und Mr. Leach würden in sein Haus in Stoke Climsland ziehen, ich aber würde bei Großvater bleiben.

»Welch wunderbare Aussichten für dich, Liebling«, rief